

## **Ziemlich beste Freunde? – Forschung von Wissenschaft und Zivilgesellschaft für nachhaltige Transformationen**

Gemeinsame Tagung von Ecological Research Network (Ecornet), Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland (BUND), Naturschutzbund Deutschland (NABU), Brot für die Welt und Zivilgesellschaftliche Plattform Forschungswende aus Anlass des Jubiläums von IÖW und VÖW

2. November 2015, Berlin

---

### *Keynote*

Thomas Jahn, ISOE – Institut für sozial-ökologische Forschung

## **Nicht ohne die Gesellschaft – Wie Nachhaltige Entwicklung als Leitbild der Wissenschaft aufgenommen wird**

Wenn wir heute über Wege in eine nachhaltige Entwicklung sprechen, so müssen wir auch über Wissenschaft sprechen, genauer über eine neue Rolle der Wissenschaft. Diese neue Rolle anzunehmen, hatte und hat für die Wissenschaft die Dimension eines Kulturwandels – der für die Wissenschaft nicht ohne die Gesellschaft gelingen kann.

Die Ecornet-Institute und damit auch das IÖW, dessen 30. Geburtstag wir heute mit dieser Tagung feiern, haben diesen Kulturwandel in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten vorgedacht und vorgelebt.

Herzstück des Kulturwandels war und ist der transdisziplinäre, also kooperative und partizipative Forschungsmodus. Dieses Verständnis von Nachhaltigkeitsforschung haben die Ecornet-Institute immer wieder in zentrale wissenschaftliche und wissenschafts-politische Debatten eingebracht, sodass wir heute sagen können: Der kulturelle Wandel hat den Mainstream der Forschung erfasst.

Ablesen können wir das an wichtigen Meilensteinen der letzten Jahre. Sie kennen sie vermutlich alle, daher möchte ich nur kurz und stichwortartig an diese erinnern – das Gutachten des WBGU zur „Großen Transformation“ 2011, die Agenda-Konferenz im Förderschwerpunkt Sozial-ökologischen Forschung des BMBF im März 2012, die Gründung des verbandsübergreifenden Projektes „Forschungswende“ im gleichen Jahr

und in jüngster Zeit das Positionspapier des Wissenschaftsrates zu den Großen gesellschaftlichen Herausforderungen. Darin, lassen Sie mich dies hier exemplarisch hervorheben, stellt der Wissenschaftsrat fest, dass Wissenschaft durch eine systematische Öffnung für den Dialog mit gesellschaftlichen Akteuren dem Anspruch besser gerecht werden könne, wissenschaftlich geprüfte (und innovative) Beiträge zur Lösung gesellschaftlicher Probleme zu leisten. Und mehr noch: der Rat betont, dass es dafür keinen Masterplan gibt, sondern – ich zitiere – „Dies [das Entwickeln vielfältiger Szenarien und das Erarbeiten jeweils angemessener Handlungsoptionen] [gelingt] am besten, wenn eine Vielfalt autonomer Einrichtungen die Analyse großer gesellschaftlicher Herausforderungen und die Entwicklung spezifischer Strategien dezentral vorantreibt, wobei Transparenz über die Ziele und Beiträge der einzelnen Akteure ein übergreifendes Prinzip sein sollte.“ (S. 30); eine Formulierung, die – bei aller gebotenen Bescheidenheit – ähnlich hätte auch in einem Ecornet-Gründungsmanifest stehen können.

Die Gründe für diesen veränderten Blick auf das Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft sind vielfältig. Dazu gehören der allgemeine Wertewandel und ein wachsendes Umweltbewusstsein, die Zunahme postmaterieller Werthaltungen und der Anspruch als „Bürgergesellschaft“, den gegenwärtigen Transformationsprozess mitzugestalten, oder eine Vielzahl neuer, sozial-ökologischer Innovationsbündnisse aus Teilen der Wirtschaft und Politik zusammen mit unterschiedlichen Akteuren aus Wissenschaft und Zivilgesellschaft.

Ein wesentlicher Grund liegt jedoch in der Wissenschaft selbst, und darauf will ich etwas genauer eingehen.

Sie kennen sicherlich den Ausspruch: „Die Gesellschaft hat Probleme, die Wissenschaft hat Disziplinen.“ Ein treffendes Bild dafür, dass Wissenschaft zu lange an einem streng in Disziplinen verhafteten Wissenschaftssystem festgehalten hat, einer naturwissenschaftlich-technischen Engführung der Umweltforschung und einem Verständnis von Wissenstransfer, das auf einem einfachen Sender-Empfänger-Denken basierte. An die Stelle dieses alten Bildes sind heute zum Teil lebhaftere und leidenschaftlich geführte Debatten getreten – denken Sie etwa an die Diskussion, die der DFG-Präsident Peter Strohschneider im August letzten Jahres mit seiner Kritik an der „Transformativen Wissenschaft“ ausgelöst hat; eine Debatte, in der es um Themen, Ziele und Grenzen des Aufeinander-Zubewegens von Wissenschaft und Gesellschaft und deren Begründungen

geht. Darin wird – häufig noch immer unter einer falschen Entgegensetzung – die Spannung zwischen der Wahrheits- und Nützlichkeitsanforderung an Wissenschaft als die zentrale Frage diskutiert, wie sich die Wissenschaft den historisch neuen Herausforderungen stellen kann, ohne Gefahr zu laufen, zum bloßen Lieferanten von Wissen für Anwendungsinteressen zu verkommen.

Ausgangspunkt für eine solche Klärung des Verhältnisses von Wissenschaft und Gesellschaft sind zunächst und vor allem die existenziellen Zukunftsprobleme, genauer die Struktur dieser Probleme wie z.B. der Klimawandel, der Verlust der Artenvielfalt oder die globale Armut. Sie liegen in der Regel quer zu der nach wie vor stark disziplinären und fachlichen Gliederung der Wissenschaften. Und sie erfordern neuartiges, weil noch nicht bekanntes Wissen über ihre Entstehung, über anzustrebende Lösungen und über Wege zu deren Umsetzung. Unklare Ursache-Wirkung-Zusammenhänge, Unsicherheiten in den wissenschaftlichen Grundlagen und der Datenbasis, kritische Schwellen und Entwicklungsbrüche, Handlungs- und Erkenntnisbarrieren in Gesellschaft und Wissenschaft sind nur einige der zu meisternden Herausforderungen. Zudem drängt die Zeit, und die Transformation muss (auch) global erfolgen, wenn sie gelingen soll. Keine gesellschaftliche Gruppe verfügt alleine über dieses Wissen, seine Erzeugung, Bewertung und Verwendung – auch die Wissenschaft nicht.

In dieser Fokussierung auf die geteilten Zukunftsprobleme als Bindeglied zwischen Gesellschaft – Zivilgesellschaft, Wirtschaft und Politik – und Wissenschaft ist ein zweiter Zugang zum besseren Verständnis der Beziehungen zwischen Wissenschaft und Gesellschaft enthalten. Er nimmt seinen Ausgang bei der Wissenschaft selbst. Denn sie selbst muss sich der Frage stellen, wie sie sich verändern muss, damit gesichertes und anwendungsfähiges Wissen für Übergänge in eine nachhaltige Entwicklung erzeugt und zugleich die Eigenfunktion von Wissenschaft erhalten und gestärkt wird: Diese Eigenfunktion, oder besser dieser Eigensinn von Wissenschaft ist (und bleibt) gebunden an den Aufklärungsanspruch von Wissenschaft, gespeist aus methodisch gesicherter und theoretisch reflektierter Neugier, Zweifel und Kritik als die wesentlichen Ressourcen für gute Erkenntnisprozesse und die Orientierung an Wahrheitsansprüchen, wissend um deren grundsätzliche Kulturabhängigkeit, und das schließt die Abhängigkeit von Machtverhältnissen, konfligierenden Interessenslagen und divergierenden Wertorientierungen ausdrücklich mit ein.

Damit stellt sich für die Wissenschaft selbst die „Nachhaltigkeitsfrage“ – also die Frage danach, was an materiellen und intellektuellen Ressourcen beständig erhalten und erneuert werden muss, damit der Wissenschaftsprozess langfristig fortsetzbar ist – Wissenschaft also ihre Eigenfunktion langfristig und auf reflektierte Weise für die Gesellschaft wahrnehmen kann.

Diese Selbstreflexion kann nicht im Labor oder in einem neuen Elfenbeinturm gemacht werden – sie geht nicht ohne die Gesellschaft als ihr kritisches Gegenüber. Wissenschaft ist hier auch deshalb auf die Gesellschaft angewiesen, weil ihre Selbstveränderung auf gesellschaftliche Anerkennung, Offenheit und Interesse an den Ergebnissen stoßen muss. Oder, mit anderen Worten: Gesellschaft muss eine veränderte Wissenschaft auch annehmen (können).

Wissenschaft kann eine solche Offenheit nicht einfach einfordern, sondern muss selbst etwas dafür tun: Verlässlichkeit und bestmögliche Qualität (Validität der Daten, gute Methoden etc.) in der Wissenserzeugung, aber auch Verlässlichkeit in der Kooperation (in Forschungsprozessen die Bezüge zu dem Ausgangsproblem halten) sowie eine eigene Anstrengung, Übersetzungsleistungen zu erbringen und eine gewisse Bescheidenheit – die ich in dem Plädoyer für eine „Transformative Wissenschaft“ manchmal vermisse – angesichts der wichtigen Frage, wie Wissenschaft und ihre Ergebnisse, die immer ein transformatives Potential haben, ohne als Wissenschaft per se dies zu sein, in demokratisch legitimierte Entscheidungsprozesse eingebunden ist.

Die transdisziplinäre Nachhaltigkeitsforschung bietet dafür eine konzeptionelle und methodische Grundlage: Sie braucht, ja lebt von der Verbindung wissenschaftlichen Wissens mit der Expertise aus Alltag und Profession.

Eine enge Zusammenarbeit von Wissenschaft und Zivilgesellschaft und ein gemeinsames Lernen sind daher für die Erkundung und Bahnung von Wegen in eine nachhaltige Entwicklung unerlässlich. Für diese Wege sind jedoch deutliche strukturelle Änderungen im Wissenschaftssystem selbst unerlässlich, wie auch in der Forschungsförderung (trotz aller schon erreichten Fortschritte). So spielen zivilgesellschaftliche Organisationen bislang bestenfalls in dem Themenfeld Energie eine nennenswerte Rolle bei der Formulierung von Forschungsagenden – anders als z.B. Unternehmen. Das muss sich ändern.

Und der (dritte) Sektor in der Wissenschaftslandschaft, die freien und unabhängigen Institute wie sie z.B. in Ecornet zusammenarbeiten, werden mit ihrer Erfahrung und ihren Kompetenzen, wiederum in Anerkennung der bereits erreichten Fortschritte (Stichwort SÖF / FONA), noch längst nicht ausreichend – und vor allem nicht angemessen – einbezogen.

Unerlässlich ist, dass die notwendigen, anstehenden Strukturveränderungen die Beteiligungsmöglichkeiten der Zivilgesellschaft und ihrer Organisationen erhöhen und dass die Entwicklungsfähigkeit des dritten – nichtstaatlichen – Sektors in der Wissenschaft gesichert und seine Innovationskraft für das System gestärkt wird.

Lassen Sie mich abschließend noch einen Ausblick skizzieren: Wie bereits angesprochen, arbeiten Wissenschaft und Zivilgesellschaft heute bereits in einer ganzen Reihe von Forschungsprojekten und -formaten zusammen. Damit es tatsächlich zu den so wichtigen gegenseitigen Lernprozessen – das vielzitierte *Mutual Learning* – kommt, bedarf es sowohl in der Wissenschaft als auch bei den zivilgesellschaftlichen Organisationen und Verbänden einerseits eines *Capacity Building*, einer Unterstützung dieser spezifischen Formate der Zusammenarbeit durch Ressourcen und durch Methoden. Hier sind wir auf einem guten Weg. Was aber dazukommen muss, ist eine Bündelung der vielfältigen Ansätze und Initiativen im Sinne einer „Fachgemeinschaft“, die in der transdisziplinären Forschung selbst entwickelte Standards und Methoden einsetzt und auf deren Einhaltung achtet, also ein partnerschaftliches *Community Building*.

Das bedeutet auch, dass ein selbstkritisches Miteinander von Wissenschaft und Zivilgesellschaft gefragt ist, bei dem weder die Praxis die Wissenschaft, noch die Wissenschaft die Praxis instrumentalisiert, sondern beide in ihrer Unterschiedlichkeit von einander profitieren.

Und schließlich: Die Zivilgesellschaft und ihre Organisationen sind effektive Multiplikatoren und können zu mehr Wissen und Nachhaltigkeit in der Gesellschaft beitragen. Eine engere Zusammenarbeit sollte daher insbesondere auch das Ziel verfolgen, ein bislang noch immer brennendes Problem von Forschung zu lösen: Das uralte Problem von Wissenstransfer, bei dem Forschungsergebnisse aus der Wissenschaft in die Gesellschaft vermittelt werden, in umgekehrter Richtung aber kein Wissensfluss erfolgt, muss konsequent durch geeignete Räume und Formate angegangen werden. Das ist ein wichtiger, wenn nicht gar ein zentraler Beitrag zur gesellschaftlichen Transformation, der beide Bereiche, Wissenschaft und Gesellschaft, betrifft.

Also eine Partnerschaft zwischen Wissenschaft und Zivilgesellschaft mit Blick auf die geteilten Problemsichten und das geteilte Interesse, zu deren Lösung beitragen zu können – eine Partnerschaft, in der dann auch „Freundschaften“ entstehen können, diese jedoch nicht bereits schon zur Voraussetzung gemacht werden sollten.

Diese Partnerschaft schließt die Kooperation und gegenseitige Unterstützung in der aktuellen wissenschafts- und gesellschaftspolitischen Auseinandersetzung um die normativen Grundkoordinaten und materielle Ausgestaltung des Kulturwandels mit ein, dessen Teil wir sind und von dem ich bereits eingangs gesprochen habe. Beide, die Zivilgesellschaft mit ihren Organisationen, wie eine kritische, reflexive Wissenschaft mit Einrichtungen wie die Institute des Ecornet sind hier aufeinander angewiesen!

~~~~~  
Weitere Informationen zur Tagung „Ziemlich beste Freunde?“ online unter:

[www.ioew.de/veranstaltung/ziemlich\\_beste\\_freunde\\_forschung\\_von\\_wissenschaft\\_und\\_zivilgesellschaft\\_fuer\\_nachhaltige\\_transformationen/](http://www.ioew.de/veranstaltung/ziemlich_beste_freunde_forschung_von_wissenschaft_und_zivilgesellschaft_fuer_nachhaltige_transformationen/)

